



DSCHUNGELBUCH

Der Prachtband „Pancha Tantra“ feiert den US-Künstler Walton Ford, dessen faszinierend menschliche Tierbilder das Überformat allemal verdienen

TEXT LISA ZEITZ

Larchmont ist eine typische Kleinstadt am Rand von New York City. Hier herrschen Ordnung und Längeweile, und beides wird mit besonderer Hingabe gepflegt. „Es war eine sehr zahme Welt, in der ich aufgewachsen bin“, bestätigt Walton Ford. „Die einzigen Naturerfahrungen machte man auf dem Schulweg.“ Umso mehr wurde die Fantasie des Jungen schon früh von Exotik und Abenteuern angeregt. „Die Dioramen im Museum of Natural History in Manhattan haben mich fasziniert. Und eine Zeit lang war ich absolut besessen von King Kong.“

Heute ist Walton Ford Künstler – und der Herr über eine so grausame wie schöne Traumwelt, die im Stil alter Schaubilder daherkommt. „Es geht mir darum, etwas gleichermaßen Anziehendes und Abstoßendes zu malen“, sagt der 47-Jährige. Seine mitunter pornografisch aufgeladenen Tierdarstellungen trugen ihm den Spitznamen „Audubon auf Viagra“ ein, nach dem Ornithologen und Zeichner John James Audubon, der 1838 das siebenbändige Standardwerk „Birds of America“ fertigstellte und als dessen Wiedergänger aus dem Geist des ironischen Spektakels Walton Ford gefeiert wird. Vor zehn Jahren verließ er New York und zog sich mit Frau und Töchtern in die Berkshire Hills in Massachusetts zurück, weitab von der Kunstszene. Der Erfolg stellte sich trotzdem ein: Die Paul Kasmin Gallery in Chelsea verkauft seine teils monumentalen Bilder zu Preisen zwischen 60 000 und 400 000 Dollar und muss viele Interessenten auf die Warteliste setzen.

Bereits als Kind fing Ford an zu aquarellieren. Aber als er sich später an der Rhode Island School of Design bewarb, entschied er sich nicht für Kunst, sondern für Film: „Dass ich zeichnen konnte, wusste ich ja schon.“ 1982 verbrachte er das letzte Studienjahr dank eines Stipendiums in Rom. Doch anstatt einen Abschlussfilm zu drehen, bereiste er Italien, um die Wandgemälde von Giotto zu sehen. „Assisi hat mein Leben verändert“, sagt Ford und gerät ins Schwärmen. „Diese unglaublich delikaten Fresken, diese feinen Gesichtsausdrücke und die weinenden Engel sind einfach fantastisch! Giotto hat mir gezeigt, dass ich keine Filme brauche, um Geschichten zu erzählen.“

Mit seiner Rückkehr nach New York wandte er sich wieder ganz der Malerei zu. Seinen Lebensunterhalt verdiente er damals „mit schrecklich anstrengender physischer Arbeit“ als Tischler und Fahrradkurier. Dann erhielt seine Frau Julie Jones, die ebenfalls Künstlerin ist, ein Fulbright-Stipendium für Indien. Die Erfahrungen, die er dort machte, das Erleben einer anderen Kultur, der fremden Flora und Fauna, knüpf-

ten an seine frühe Begeisterung für die Forscher vergangener Epochen an. „Die Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts wollten neue Welten erobern“, sagt er. „Sie benannten die von ihnen entdeckten Spezies oft nach sich selbst oder Freunden in England – egal, ob das Tier vielleicht schon seit Jahrtausenden einen Namen in der fremden Kultur hatte.“

Auf den ersten Blick scheinen Fords Bilder dokumentarisch. Aber was wie eine übergroße Illustration aus einer alten Enzyklopädie wirkt, entpuppt sich schnell als beißende Kulturkritik. In dem Gemälde „Thanh Hoang“ zum Beispiel zeigt uns der Maler ein Exemplar des heute fast ausgestorbenen Indochinesischen Tigers. Dabei geht es Ford nicht um Tierschutz – er will seine Kunst „keinesfalls als Manifest gegen die Klimaerwärmung“ missverstanden wissen. Vielmehr steht die Raubkatze, die sich gerade vom Strick losgerissen hat, symbolisch für Vietnam. Wer das Bild genau studiert, erkennt Chinoiserie-Figuren in den Streifen des Tigers, während in der betont altertümlichen Beschriftung die Namen von Ho Chi Minh und der US-Präsidenten Kennedy, Johnson und Nixon auftauchen, die alle im Vietnam-Krieg involviert waren.

Um seinen Papierbögen die Aura eines historischen Dokuments zu verleihen, verlässt Ford sich auf einen alten Trick: „Bevor ich mit dem Malen anfangen, befeuchte ich das gesamte Blatt mit einem Wischmopp. Dann spritze ich blassbraune Farbe darüber, sodass es wie altersbedingte Stockflecken aussieht.“ Nach dem Trocknen beginnt der lange Prozess, in dem er in berauschender Feinheit und mit viel inszenatorischem Gespür sein gefiedertes, dickhäutiges oder pelziges Personal aufs Papier bannt. Manchmal dauert es sechs Monate, bis ein Bild vollendet ist. „Ich brauche dafür so lange“, sagt Walton Ford lächelnd, „dass ich beim Malen schon übers nächste



Mahnung an die Eisvögel anhand eines guten Beispiels: Nie Artgenossen verspeisen. Der Adler links kämpft sich schwer angeschlagen durch die Lüfte. Aber er hat sich für die böse Falle gerächt, wie uns der erlegte Jäger links unten erzählt.

te Motiv nachdenken kann.“ Inspirationen holt er sich aus obskuren Büchern wie „The Criminal Prosecution and Capital Punishment of Animals“ eines gewissen Edward Payson Evans von 1906, das er kürzlich beim Antiquar entdeckte.

Darin geht es um Tiere, denen der Prozess gemacht wurde. Etwa im Mittelalter, als Heuschrecken vor Gericht in Abwesenheit verurteilt wurden, weil sie die Ernte vernichtet hatten. Der Künstler freut sich sichtlich über seinen perversen Fund: „Ich glaube, ich muss ein paar Tiere malen, die schon den Strick um den Hals haben.“ Eine absurde Idee? Ganz und gar nicht. „Wenn früher ein Bauer angeklagt wurde, es mit seinem Schwein getrieben zu haben“, erzählt Ford, „dann wurde erst das Schwein gehängt. Und danach der Bauer.“ □